

Rainer Bucher
Gekaufte Eliten?

Zur theologischen Problematik kirchlicher Begabtenförderung

Begabtenförderung in Deutschland liegt in den Händen einer erstaunlich pluralen Versammlung gesellschaftlicher Institutionen. Vom Arbeitgeberverband über die Stiftungen der Bundestagsparteien bis hin zur Hans-Böckler-Stiftung der Gewerkschaften: Sie alle unterhalten Begabtenförderungswerke. In hohem Maß durch staatliche Mittel finanziert, sollen sie die Besten eines Studienjahrganges erkennen und mit Stipendien, aber auch durch Bildungsangebote und tutoriale Begleitung gezielt fördern.

Dieses pluralistische und differenzfreudige Konzept ist alles andere als selbstverständlich. Es ist vielmehr Zeichen eines sonst gerade in der deutschen Geschichte eher seltenen Vertrauens in partikulare, zivilgesellschaftliche Institutionen. Erhofft wird zweierlei: die Konzentration fachlicher Exzellenz wie die Orientierung künftiger Wissens- und Entscheidungseliten an tragenden Traditionen unserer Demokratie. Auch die evangelische Kirche ist mit dem evangelischen Studienwerk Villigst ebenso wie die katholische Kirche mit der Bischöflichen Studienförderung Cusanuswerk in dieses deutsche System der Begabten- und Eliteförderung integriert: ein wenig bekanntes Exempel jener spezifischen Kooperation zwischen Staat und Kirche, wie sie in Deutschland vor allem auf dem Sektor öffentlicher Wohlfahrt und im Bildungsbereich charakteristisch ist.

Die Zahl der von der katholischen Kirche im Cusanuswerk Geförderten ist ansehnlich. Immerhin wurden bislang etwa 4300 Studierende vom Cusanuswerk unterstützt. Aktuell erhalten etwa 650 Studierende ein Stipendium. Die Liste ehemaliger Stipendiaten und Stipendiatinnen ist aber nicht nur lang, sondern teilweise auch ausgesprochen prominent: Politiker (Hans Tietmeyer, Oskar Lafontaine, Heinz Riesenhuber), Verfassungsrichter (Dieter Grimm, Paul Kirchhof, Winfried Hassemer) sowie eine ganze Reihe von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen unterschiedlichster Fächer sind in ihr zu finden. Rechnet man dann noch hinzu, wer beruflich (so die stellvertretende CDU-Vorsitzende Annette Schavan) oder ehrenamtlich (DFG-Präsident Wolfgang Frühwald, DAAD-Präsident Theodor Berchem oder der Basler Kunstgeschichtler Gottfried Böhm) mit dem Cusanuswerk verbunden war oder ist, so zeigt sich hier ein vielleicht nicht zentraler, aber durchaus signifikanter und offenkundig nicht ganz wirkungsloser Ort katholischer Kirche in Deutschland.

Drei Probleme kirchlicher Eliteförderungswerke

Mindestens drei Themenbereiche werden meiner Erfahrung nach unter Stipendiaten und Stipendiatinnen kirchlicher Begabtenförderungswerke immer wieder diskutiert. Zum einen beschäftigt sie die Tatsache, ausgerechnet durch die Kirche gefördert zu werden; zweitens problematisieren sie den offen oder versteckt mit dieser Förderung konnotierten Elitebegriff¹; und schließlich beschäftigt sie die Erfahrung, daß es jenseits der eigenen Wissenschaftsmethodik, in die man doch gerade mühsam, aber nicht ohne Stolz, die ersten erfolgreichen Schritte setzt, noch eine ganz andere, bisweilen geradezu konträre Wissenschaftspraxis gibt².

Alle drei Problembereiche betreffen die Frage nach den Ansprüchen und Intentionen, welche die Kirche mit ihrer Förderung junger Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen verbindet. Dies wird noch dadurch verkompliziert, daß diese Institution im Vergleich zu anderen Institutionen der modernen Gesellschaft merkwürdig umfassende und gerade darin nicht sehr greifbare, jedenfalls nicht nur regional begrenzbare Ansprüche zu stellen pflegt. Die genannten Probleme betreffen zweitens die Frage nach der eigenen Stellung in dieser Gesellschaft, die sich offenkundig und sozusagen testiert von jener anderer Studierender unterscheidet. Gemeinhin wird dieser Unterschied in Begriffen wie „Hoch-Begabung“ oder „Elite“ gefaßt, zu der man nun zu gehören oder die man in überdurchschnittlichem Maß zu besitzen scheint. Drittens betreffen sie die Frage, wie weit der eigene wissenschaftliche Diskurs wirklich reicht, und zwar außerhalb jener Räume selbstverständlicher Plausibilität, in denen er sich selbst konstituiert und meist auch sicher und unangreifbar wähnt.

Das alles sind keine Harmlosigkeiten. Junge Menschen in eine Situation zu bringen, in denen sich ihnen diese drei Fragen sozusagen unausweichlich, weil institutionell verfaßt, stellen, ist reichlich eingreifend. Kirchliche Begabtenförderungswerke kommen nicht ohne einen selbstreflexiven Diskurs zu all diesen Themen aus; er wird im Cusanuswerk auch durchaus geführt. Die Perspektive, aus der heraus ich diese Fragen – die meine eigene berufliche Arbeit über einige Jahre prägten – erörtere, ist von meiner aktuellen Tätigkeit als Pastoraltheologe bestimmt. Der Horizont, in dem ich sie thematisiere, ist also die erste der drei anstehenden Fragen, jene nach der Kirche: Was tut Kirche, wenn sie begabte Studierende fördert? Kauft sie sich die Elite von morgen?

Die Kirche oder: Institution und Existenz

Das deutsche Cusanuswerk wurde 1956 gegründet. Die kirchliche Intention dafür war eindeutig: Man wollte einer kulturpessimistisch diagnostizierten „Krise der Zeit“ eine katholisch geprägte Elite gegenüberstellen. Man wollte ferner dem im-

mer noch erkennbaren, wenn auch abnehmenden katholischen Bildungs- und Einflußdefizit in der deutschen Gesellschaft entgegenwirken und damit überdies längerfristig den Einfluß sogenannter „katholischer Positionen“ in Staat und Gesellschaft stärken. Es ging, wie es in einem Rückblick des Werkes heißt, um die „Heranbildung von Akademikern, die in ihrem Beruf Hervorragendes leisten; die bereit sind, sich über ihre privaten Belange hinaus für die Lösung von Problemen in Gesellschaft und Kirche einzusetzen; und die ihr Wirken aus christlicher Überzeugung gestalten.“³ Denn, so wurde damals geschrieben: „Solche Menschen können die Krisensituationen unserer vielfach zerspaltenen und fundamentlos gewordenen Welt überwinden und meistern helfen.“⁴

Das Projekt Cusanuswerk war deutlich von jenem Kirchenbild geprägt, wie es vorkonziliar selbstverständlich war. Man darf nicht vergessen: Die katholische Kirche lebte von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Vatikanum in latenter, bisweilen offen ausbrechender Gegnerschaft zum „Projekt bürgerliche Moderne“. Die damit notwendig auftretende Spannung zwischen der „modernen Kultur“, ihren freiheitlichen Prinzipien und der kirchlichen Binnenkultur wurde durch spezifische kirchliche Abschottungsstrategien und ihnen entsprechende Mentalitätsstrukturen gelöst.

Es kam gerade in Deutschland zur sondergesellschaftlichen Formierung der katholischen Bevölkerungsteile, inklusive des Aufbaus eines in sich durchaus differenzierten katholischen Milieus⁵. In vorwiegend katholischen Ländern versuchte man noch, katholische Sozial- und Moralprinzipien unmittelbar in politische Wirklichkeit umzusetzen, etwa in Spanien und Portugal, aber auch im österreichischen Ständestaat. Wichtig war immer: Der Alltag des einzelnen sollte sich so weit wie möglich zusammen mit Glaubensgenossen abspielen. Dafür sorgte ein alle Lebensbereiche umgreifendes Vereins- und Verbändewesen. Es kam zu dem, was man soziologisch die „Versäulung“ des katholischen Milieus nennt. Was vom liberalen Bürgertum und der sozialistischen Arbeiterbewegung offensiv als Säkularisierung propagiert wurde, führte defensiv zur Verkirklichung des Katholizismus.

Wenn schon nicht mehr die ganze Gesellschaft unter kirchliche Normierung zu bringen war, sollte wenigstens die neu entstehende Pluralität vom kirchlichen Binnenbereich ferngehalten werden. Es gelang, ein alle Lebensbereiche und -phasen umfassendes Netz von Sozialbeziehungen auf ausschließlich konfessioneller Basis aufzubauen. Dazu gehörte auch das kleine, aber feine Cusanuswerk. In diesem Kontext – er bestimmte die katholische Kirche Deutschlands bis in die Mitte der 60er Jahre – bedeutete die Gründung von kirchlichen Begabtenförderungswerken vor allem eines: den Versuch kirchlicher Einflußsicherung in zumindest angespannter Lage. In Deutschland wurde das auch daran spürbar, daß das Cusanuswerk nicht zuletzt in Reaktion auf das entsprechende evangelische Werk Haus Villigst gegründet wurde.

Signifikant ist auch, daß in den ersten zehn Jahren nur Männer gefördert wurden. In einem internen Papier vom 14. Februar 1961 hieß es, „die verheiratete Akademikerin“ sei „naturgemäß ... nur in Ausnahmefällen in der Lage, führend im öffentlichen Leben tätig zu werden.“⁶ Als dann 1966 die ersten Stipendiatinnen aufgenommen wurden, veranstaltete man für drei Jahre noch getrennte Akademien, welche für Frauen nicht nur eine Woche kürzer (zwei statt drei Wochen) durchgeführt wurden, sondern auch anstelle der obligatorischen Philosophievorlesung eine in Kunstgeschichte umfaßten⁷. Zu Beginn wurden außerdem keine Priesteramtskandidaten gefördert, denn diese wirkten ja nicht „in der Welt“, sondern „in der Kirche“.

Erkennbar an diesen Intentionen und Strategien sind klassische Elemente vor-konziliaren kirchlichen Selbstverständnisses: Kirche im eigentlichen Sinn war der Klerus, dem aufgegeben war, die Laien als gute Hirten zu hüten und zu hegen; Aufgabe der (männlichen) Laien aber war es, ein Leben nach der kirchlichen Sittenlehre zu führen und in der säkularen Gesellschaft die Interessen der Kirche als Institution wie als Trägerin einer allgemeinverbindlichen, weil naturrechtlich abgesicherten Botschaft zu vertreten.

Diese Strategie einer konservativen Zentralisierung und Modernisierung der Kirche war allerdings an Voraussetzungen gebunden, welche in den 60er und 70er Jahren dahinschwanden. Vor allem setzte dieses Modell voraus, daß es innerhalb der pluralen Gesellschaft weiterhin bestimmte, relativ geschlossene Großmilieus mit weitgehend einheitlichen Denk- und Wahrnehmungsmustern geben kann. Die Industriegesellschaft im Stadium der endgültig durchgesetzten Moderne aber löst solche traditionellen Reservate auf.

Der gegenwärtig fast schon abgeschlossene Auflösungsprozeß eines soziokulturellen „katholischen Milieus“ hatte damit zu tun, daß jenes Koexistenzmodell einer glaubensfremden städtischen mit einer traditionellen ländlichen Kultur, wie es Deutschland und in anderer Weise auch Österreich von Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg kennzeichnete, seinem Ende entgegenging. Die Grenzen der großen gesellschaftlichen Milieus brechen auf, allen voran jene des Arbeiter- und des katholischen Milieus⁸. Weite Teile der gegenwärtigen Identitätsproblematik der katholischen Kirche lassen sich als Folgeprobleme dieses Prozesses verstehen, als Konsequenzen des (irreversiblen) Einflußverlustes der kirchlichen Instanzen auf die Köpfe der Katholiken selbst.

Ein dreifacher Optionswechsel der Kirche

In diese Umbruchzeit fällt auch das Zweite Vatikanische Konzil. An ihm kann man, auf der Ebene der programmatischen Selbstdefinitionen, diesen epochalen Wandel der kirchlichen Konstitutionsbedingungen ablesen. Johannes XXIII. hatte

in der Eröffnungsrede des Konzils „einen Schritt nach vorwärts“ gefordert⁹. Das Konzil hat ihn auch vollzogen. Es hat ihn in drei fundamentalen Optionswechseln realisiert. Hans-Joachim Sander hat dies kürzlich prägnant resümiert¹⁰.

Der erste betrifft die anderen und damit die missionarische Existenz der Kirche. Man kann diesen Optionswechsel mit den Schlagworten „Von der Christianisierung zur Evangelisierung“ oder „Vom Seelenheil zur Menschenwürde“ umschreiben. Entscheidend ist nicht mehr der Beitrag eines Menschen zur Summe der Seelen in der Kirche, sondern die Bedeutung seiner Würde vor allen Mächten und Gewalten. Kirche geht es nach dem Konzil nicht mehr um die Rettung möglichst vieler Seelen durch Eingliederung, sondern um die Würde aller Menschen. Ihr geht es nicht um eigene Größe und Macht, sondern um die profanen Konsequenzen des Evangeliums, das dazu zwingt, die Not der Unterdrückten, aller Unterdrückten, zur Sprache zu bringen.

Der zweite Optionswechsel betrifft die Glaubensdarstellung und damit die sprachliche Existenz der Kirche. Ihre Aussagen wechseln vom Modus der Moral in den der Pastoral. Entscheidend ist nicht zuerst die Verpflichtung der Hilfesuchenden auf Gebote, sondern die Hilfe für ihre Not, in der sie sich befinden. Aus einer Interessensgemeinschaft zur Gebotserfüllung wird eine Solidargemeinschaft gegen Ungerechtigkeit.

Der dritte Optionswechsel betrifft die gesellschaftliche Existenz der Kirche. Kirche wechselt von der Betonung der Kirchenrechte zu jener der Menschenrechte. Entscheidend ist nicht der Selbstzweck der kirchlichen Gemeinschaft, sondern ihr Dienst an jenen, die unter die Räuber gefallen sind. Heil findet und sucht sie daher nicht in ihren eigenen Privilegien, sondern in ihrem Einsatz für die Menschenrechte. Aus einer Milieugemeinschaft mit staatsnahen Machtinteressen wird eine Widerstandsgemeinschaft gegen die Macht der Gewalt. Mit den Worten Pauls VI. aus der Schlußrede auf dem Konzil:

„Mehr denn je ... sind wir heute darauf ausgerichtet, den Menschen als solchen zu dienen, nicht bloß den Katholiken, darauf, in erster Linie und überall die Rechte der menschlichen Person und nicht nur derjenigen der katholischen Kirche zu verteidigen.“¹¹

Kirchliche Begabtenförderung wird durch das Konzil massiv in Frage gestellt. Denn sie war „vorkonziliare Kirche at it's best“. Besonders Begabte sollten an sich besonders strenge Anforderungen stellen, um besonders gut die Gebote der Kirche zu erfüllen und für deren Durchsetzung in der Gesellschaft besonders wirkungsvoll von besonders machtvollen Positionen aus wirken zu können¹².

Wenn das konziliare Programm bedeutet, daß Kirche sich nicht mehr zuerst für ihre eigenen Rechte, sondern für die Menschenrechte einzusetzen hat, daß sie nicht länger eine Option für die Macht, sondern für die Ohnmächtigen vertritt und daß ihr Weg nicht die doktrinaire Moral, sondern die Pastoral der solidari-schen Lebensbegleitung ist, dann hat das einschneidende Konsequenzen für ein

kirchliches Begabtenförderungswerk. Dann genügt es nämlich auch nicht, das alte Konzept lediglich mit liberaler Gleichgültigkeit zu ummanteln und gänzlich profillos so etwas wie Begabtenförderung – nur irgendwie zufällig als kirchliche – zu veranstalten.

Eines scheint mir auch nachkonziliar – zuallererst für die Kirche – selbstverständlich: Kirchliche Begabtenförderung muß von jeglicher Instrumentalisierung der Stipendiaten und Stipendiatinnen zu ihnen selbst fremden Zwecken ohne Wenn und Aber absehen. Es darf kirchlicher Begabtenförderung nicht um sich gehen, sondern um die Stipendiaten. Sie muß sie begleiten und ihnen Hilfe geben. Sie darf weder in die Falle der institutionalistischen Verzweckung noch in jene liberaler Unverbindlichkeit gehen, wo sie dann eine gehobene intellektuelle Freizeitveranstaltung wird. Ersteres faßt die Kirchlichkeit eines solchen Werkes zwar als etwas Wichtiges, aber letztlich den Beteiligten selbst Äußerliches auf. Letzteres nimmt diese Kirchlichkeit erst gleich gar nicht ernst, verschenkt und verrät sie.

Kirchliche Begabtenförderung ist nicht dazu da, eine kirchliche Kadertruppe zu formen, was im übrigen gar nicht mehr so leicht möglich sein dürfte. Sie ist aber auch nicht dazu da, nette Gespräche in netter Runde zu führen. Sie ist zur kirchlichen Begleitung der spezifischen Probleme junger begabter Männer und Frauen da, mit einem Wort von Annette Schavan, der früheren Leiterin des Cusanuswerks: Kirchliche Begabtenförderung ist „Biographieförderung“¹³ – mit den Mitteln und den Ressourcen unserer Kirche und in den Formen und mit den Themen, die für begabte junge Männer und Frauen angemessen sind.

Der Elitebegriff oder: wie Anerkennen, was ich bin?

Die übliche Reaktion auf den Elitebegriff unter den Stipendiaten und Stipendiatinnen des Cusanuswerks war schlicht Abwehr. Das ist nicht unsympathisch: „Elite mag man in Gottes Namen sein; niemals darf man als solche sich fühlen“¹⁴, hat Theodor W. Adorno einmal gesagt. Dennoch: Diese Abwehrreaktion ist auch höchst problematisch. Denn in hochdifferenzierten Leistungsgesellschaften gibt es Eliten einfach. Der neue Ruf nach ihnen zur Chancenverbesserung im globalen Wettkampf allerdings dürfte reichlich naiv sein. Als ob ausgerechnet jene, die unter vorgegebenen Bedingungen und nach bereits festgelegten Mustern im Sinn ihrer Erfinder funktionieren, die wirklichen Eliten wären, und nicht vielmehr das Spezifische gerade der erfolgreichen Eliten ihr „Möglichkeitssinn“ (Robert Musil) wäre, also die Entdeckung und Bearbeitung von wirklich Neuem und Unvorhergesehenem! Produzierte Eliten sind oft nur die Reproduktion ihrer Produzenten und damit von vornherein zweite Wahl.

Es gibt aber eben auch ein geistliches Problem, das für die Stipendiaten und Stipendiatinnen eines kirchlichen Begabtenförderungswerkes in diesem Begriff

steckt und das kirchliche Begabtenförderung daher bearbeiten muß¹⁵. So sympathisch nämlich die Selbstbescheidung sein mag, die in der Abwehr des Elitebegriffs steckt, so sehr gerät sie in Gefahr, zur falschen Demut zu entarten. Falsch ist sie jedenfalls dann, wenn sie zur Verschleierung realer Macht- und Einflußverhältnisse führt, indem sie sämtliche Differenzierungen und Hierarchisierungen in unserer Gesellschaft einfach ausblendet. Denn die Verschleierung von Unterschieden dient nur zu oft dazu, diese zu zementieren. Eliten, die so nicht genannt werden wollen, wollen meist nur nicht erkannt werden.

Die Kirche hat hier auch eine gewisse Eigenerfahrung: Bekanntlich muß man in ihr immer dann besonders vorsichtig sein, wenn ein Vorgesetzter den Dienstcharakter seines Amtes hervorkehrt und seine Stellung besonders nachhaltig mit Demutsfloskeln umrankt. Das macht die eigene Machtausübung dann völlig unkritisch und täuscht nicht zuletzt auch einen selbst über die eigene Machtausübung hinweg. Solche Verschleierung ist aber nicht nur ein politisches, sondern ein zutiefst geistliches Problem. Dort nämlich, wo der Mensch sich und andere über die Umstände seiner Existenz hinwegtäuscht, wird seine Beziehung zu sich und zu Gott massiv gestört. Täuschung und Selbstbetrug, wie fromm kaschiert sie auch sein mögen, sind keine Grundlage für ein verantwortungsvolles Umgehen mit dem Nächsten und mit sich selbst, auch nicht für eine ehrliche und erfüllende Gottesbeziehung.

Stipendiaten und Stipendiatinnen kirchlicher Begabtenförderungswerke sind deshalb herausgefordert, die eigene Lebenssituation realistisch wahrzunehmen, einschließlich deren inhärenten Privilegierungen. Die Werke selbst aber sind aufgefordert, diesem Problem auch wirklich Raum zu geben, die Geförderten mit ihm zu konfrontieren, sie weder in eine verschleiende Demuthaltung noch in die Unerträglichkeit naiver Selbstglorifizierung entkommen zu lassen.

Die Spannung zwischen der egalitären Tradition des Christentums – das bekanntlich eine unzweideutige Option für die Armen und Marginalisierten kennt und dessen Gott offenkundig eher Sympathien für die Unterprivilegierten als für die Mächtigen und Reichen zeigt – und der eigenen Privilegierung an Begabung, an Möglichkeiten und auch an Verbindungen darf nicht verleugnet, sondern muß besprochen werden. Für begabte junge Christen ist diese Spannung ein zentrales Thema ehrlich gelebten Lebens, also ihrer Spiritualität. Dieses testierte Herausgehoben- und Besonders-begabt-sein ist nicht nur ein Problem der Ehrlichkeit sich selbst gegenüber, sondern leider auch oft verbunden mit enormen psychischen Belastungen. Nach meinen Erfahrungen leben hochbegabte Studierende tendenziell eher schwerer, angestregter, weniger zufrieden mit sich selbst.

Über die Jahre hinweg hat sich bei mir die Vermutung aufgebaut, daß hochbegabte und daher erfolgreiche Menschen vor allem drei Probleme häufig schwerer bewältigen als andere. Zum einen betrifft dies das Problem des Scheiterns: Wer erst sehr spät, vielleicht gar erst bei der Promotion erlebt, daß ihm nicht alles ge-

lingt, lernt es nur schmerzhaft. Zweitens fällt es begabten jungen Menschen oft schwer, sich von Elternimperativen zu lösen; ohne diese Ablösung wird man aber nie erwachsen. Drittens fällt begabten Menschen oft die Erkenntnis schwerer, daß die wichtigsten Bereiche der eigenen Existenz eben gerade nicht durch die eigene Leistung gemeistert, sondern, theologisch gesprochen: nur durch Gnade, psychologisch gesprochen: durch Einfühlung, Zurücknahme, Geduld glücklich gelebt werden können.

Das Letztere betrifft wieder die Theologie: Wo Menschen das Gefühl haben, der Wert der eigenen Person und gar des eigenen Lebens hinge ganz von ihren Leistungen ab – leistungsfähige Menschen neigen sozusagen habituell dazu –, wo Menschen sich stets unter den Druck setzen, immer neue Leistungen, am besten Höchstleistungen erbringen zu müssen, da entsteht leicht ein Teufelskreis. Im Jargon der Theologie gesagt, ist diese spezifische Versuchung Hochbegabter eine klassisch pelagianische Versuchung: die Versuchung der Selbsterlösung durch Leistung, sei es die religiöse oder eine andere. Man kann sich aber nicht selbst erlösen, zuletzt weil man sich nicht selbst verzeihen kann. Oder noch einmal, im Jargon der Pastoraltheologie: Falsche Demut und fehlende Demut führen beide ins existentielle Abseits. Kirchliche Begabtenförderung hat die Stipendiaten und Stipendiatinnen damit zu konfrontieren. Sie hat nicht zu kontrollieren, wie sie mit dieser Konfrontation umgehen: Das steht ihnen völlig frei. Aber sie darf sie vor dieser Konfrontation nicht verschonen, weder intellektuell noch existentiell.

Denn die Kirche darf sich mit ihren Begabtenförderungswerken gerade keine Wissens- und Machteliten kaufen, um sie für die eigenen Interessen einsetzen zu können. Sie hat vielmehr kirchliche Orte zu gestalten, an denen die spezifischen Biographieprobleme junger begabter Christen zur Sprache kommen, an denen sie besprochen, aber auch gemeinsam ins Gebet genommen und vielleicht sogar gemeinsam ein wenig gelöst werden können. In diesem Zusammenhang scheint mir jene weit verbreitete Rhetorik der Verantwortung überhaupt erst möglich, die zur Legitimation von Begabtenförderungswerken oft eingesetzt wird. Natürlich bedeutet mehr Begabung auch mehr Verantwortung. Aber der Appell allein wäre nicht nur hilflos, sondern selbst reichlich verantwortungslos, schüfe man nicht gleichzeitig die Bedingungen dafür, daß er auch wirklich erfüllt werden kann. Eine dieser Bedingungen ist die Integration der eigenen Privilegierung diesseits von falscher oder fehlender Demut.

Der Wissenschaftsbegriff oder: gibt es katholische Intellektualität?

Die Erfahrung, daß es jenseits der eigenen Wissenschaftsmethodik noch andere, bisweilen eine völlig andere Wissenschaftspraxis gibt, wirft die Frage auf, wie weit der eigene wissenschaftliche Diskurs außerhalb der Räume selbstverständli-

cher Plausibilität tatsächlich reicht. Es wäre zu fragen, ob der wissenschaftliche Diskurs gegenwärtig nicht in jener ähnlich fatalen Lage steckt, in der sich die katholische Kirche am Anfang des 19. Jahrhunderts befand, insofern er – wie einstmals die Kirche – aus seinem Einflußparadies, von seiner olympischen Position der wahrheitskontrollierenden Instanz auf dem Dach der Geschichte vertrieben wird und (wie damals) zu Rückzugsgefechten und apologetischen Feindbeschimpfungen neigt. Ob also der aktuelle „Einbruch der Gesellschaft“ ins Haus der Universität ganz ähnliche Folgen zeitigt wie der entsprechende „Einbruch der Gesellschaft“ ins Haus der Kirche, nämlich die Tendenz, sich in ein selbst aufgerichtetes Großmilieu zurückzuziehen und dabei die eigene und systemimmanent unvermeidliche, argumentative und institutionelle Differenzierung und Spezialisierung so gekonnt weiter zu betreiben, daß man gar nicht mehr merkt, wie der eigene Output in den Ohren seiner abnehmenden Adressatenschaft endgültig zum irrelevanten Hintergrundrauschen verkommt.

Selbst für jene, die sich der Wissenschaft nur für Ausbildungszwecke, für einige Jahre ihres Lebens, widmen wollen, bedeutet dies doch eine nicht unwichtige Zeit wissenschaftlicher Existenz. Gerade begabte Studierende zeigen hier (wie anderswo) eine hohe Identifikationsbereitschaft mit dem eigenen Fach, der eigenen Methodik und dem eigenen Diskurs. Daher ist Interdisziplinarität für die Bildungsveranstaltungen kirchlicher Begabtenförderungswerke so wichtig! Weniger, weil man dann noch mehr und noch ein wenig anderes lernen kann als auf der Universität. Das hoffentlich auch. Doch dafür gibt es auch andere, mindestens ebenso qualifizierte Orte. Wichtiger noch als jeder materiale Einzelinhalt ist die zentrale Erfahrung der Perspektivität jeglicher Erkenntnis, die Erfahrung von spezifischer Stärke, aber auch *Reichweitenbegrenztheit* der eigenen wissenschaftlichen Methodik gegenüber anderen Methodiken nicht zuletzt auch nichtwissenschaftlicher Wirklichkeitswahrnehmung.

Erst diese Erfahrung führt von Wissenschaftlichkeit zu Intellektualität. Wie immer man Intellektualität definieren mag, verstehbar ist sie sicher nicht zuletzt als die Fähigkeit, die Wirklichkeit aus mehr als einer Perspektive zu sehen – und deshalb auch ihre Veränderbarkeit zu erkennen. Intellektualität ist die Suche, ja die Sucht nach der neuen Perspektive und damit die Suche nach dem neuen Begriff. Sie ist die Neugierde auf den anderen Blick.

Gibt es so etwas wie katholische Intellektualität? Ich glaube ja. Katholische Begabtenförderung hat eine fundamentale Voraussetzung: daß zwischen Vernunft, Glaube und konkreter gesellschaftlicher Realität ein Verhältnis kreativer wechselseitiger Bereicherung besteht, ein Verhältnis des Kontrastes und der Differenz, das Innovation und Fortschritt ermöglicht und das weder in banaler Harmonie noch in destruktivem Konflikt verkommen darf. Es ist keineswegs selbstverständlich, dies so zu sehen. Es gibt nicht wenige, die zwischen Glauben und Vernunft das Verhältnis wechselseitigen Ausschlusses behaupten. Noch mehr wollen Vernunft und

Glauben schiedlich-friedlich separate Einflußzonen zubilligen. Ganz zu schweigen von jenen, welche der Vernunft gegenüber dem Glauben überhaupt jedes Recht absprechen. All das ist weniger, als katholische Intellektualität bedeuten könnte: die wechselseitige Herausforderung, Horizonterweiterung, selbst die Verunsicherung von Glaube und Vernunft, aber auch von Glaube und politischer Verantwortung.

Niemand freilich kann heute mehr ein Einheitsmuster dieses Verhältnisses festlegen, quasi den katholischen Musterintellektuellen definieren. Es kann überhaupt innerkatholisch so etwas wie ein vordefiniertes Verhältnis dieser drei Größen Glaube – Vernunft – Politik nicht mehr geben. Aber innerhalb der Kirche kann es dieses Spannungsfeld geben, und kirchliche Begabtenförderungswerke haben ihre Mitglieder damit zu konfrontieren. Die entbanalisierende und orientierende Kraft der Religion, die analytische Kraft der Intellektualität, die Anregung zu kultureller Sensibilität: Wo es der Kirche gelingt, Orte zu schaffen, an denen all dies in seiner wechselseitigen Bereicherung gefunden, erlebt, entdeckt werden kann, dort entstehen kreative Orte der Intellektualität im Volk Gottes. Kirchliche Begabtenförderungswerke könnten solche Orte sein.

Der heidnische Hauptmann unter dem Kreuz

An dieser Stelle ist eine biblische Figur einzuführen: eine unscheinbare Randfigur, noch dazu auf der falschen, der Siegerseite; eine Figur, die sich in ihrem Handeln normalerweise nicht durch irgendwelche Skrupel unterbrechen läßt und deren Sache das Denken nicht ist, die jedoch eine Erkenntnis gewinnt, die ihr zur Glaubenserfahrung wird: der heidnische Hauptmann unter dem Kreuz.

Die, deren Sache das Denken ist, kommen an dieser Stelle übrigens auch vor – und schlecht weg. Die Schriftgelehrten tun, was sie immer gerne tun, wenn sie unsicher werden: Sie spotten. Ihnen wird ihre Intellektualität zum Verhängnis. Denn diese ist unaufmerksam und unsolidarisch. Sie wissen alles und sehen nichts. Ein anderer weiß nicht viel, aber er sieht das Entscheidende: einen leidenden Menschen. Und er erkennt in ihm Gott.

Der heidnische Hauptmann unter dem Kreuz sah, wie Jesus starb, und er erkannte, wer dieser Mensch ist. Das Kriterium für die Entdeckung Gottes ist, glaubt man dem Evangelium, die Offenheit für die Wirklichkeit und die Solidarität mit den Leidenden. Ohne sie kann man den Gott Jesu nicht entdecken, ist das Reden von ihm und der zur Schau gestellte Glaube an ihn Verhöhnung Gottes: Blasphemie.

Nach dem geschundenen 20. Jahrhundert, in dem die Menschen reihenweise für die Erlösungserzählungen von Ideologen sterben mußten, sollten wir als an Geist, Wohlstand und Tatkraft Privilegierte uns nicht vorschnell dadurch retten, daß wir uns mit den Opfern, mit den Leidenden identifizieren. Wir überspielen

sonst zu schnell unsere Rolle und deren spezifische Herausforderung. Viel wäre schon gewonnen, wenn wir Intellektuellen, also die Gescheiten und Tüchtigen – wie jener Hauptmann – wenigstens darin aufmerksam und solidarisch sein könnten, welche Wirklichkeit wir wahrnehmen, und wie wir es tun. Wir übersehen andernfalls, wo der Mensch und mit ihm Gott gerade stirbt.

Es braucht dazu ein entwickeltes Sensorium für die Risiken der entwickelten Moderne, für ihre Brüche und Chancen, für ihre Abgründe und Hilflosigkeiten. Es braucht dazu die Solidarität mit den Orientierungsproblemen dieser Gesellschaft, nicht kulturpessimistische Besserwisserei. Denn wir sind selbst von den Hilflosigkeiten wie von den Chancen dieser unsicher gewordenen Moderne betroffen. Es braucht die konkrete Solidarität mit denen, die uns brauchen. Solidarität meint nichts anderes, als da zu sein, wenn wir gebraucht werden. Diesen Anspruch sollten wir zuallererst an uns selber stellen. Nicht wegzutauchen, wenn man uns braucht, in der Nähe unserer persönlichen Beziehungen wie in der Komplexität politischer Optionsbildungen.

Das ist aber nicht nur ein Willens-, sondern auch ein Erkenntnisproblem. Jene Eliten, die in Deutschland 1933 so schrecklich versagten¹⁶, versagten sicherlich nicht zuallererst, weil sie so besonders charakterlos gewesen wären. Sie versagten, weil sie nicht sahen, was sich vor ihren Augen abspielte, weil sie es in seiner Bedeutung nicht begriffen und mit Diskursen der Verharmlosung vernebelten. Das ist freilich auch eine Charakterfrage.

Es braucht daher auch intellektuelle Sensibilität für neue Themen und alte Traditionen. Es braucht die Aufmerksamkeit auf das Neue und Kleine, den Mut, alte Denkwege zu verlassen. Aufmerksamkeit: Das ist nicht Vielwissen, sondern eine Haltung des Sich-Verstören-Lassens durch die eigene Erkenntnis. Das ist die Fähigkeit hinzuschauen, wo andere wegschauen; der Mut zu benennen, was man sieht und nicht zu schweigen, nur weil alle es tun. Aufmerksamkeit: Das fordert den Ausbruch aus dem eigenen Ich-Panzer und bedeutet die Fähigkeit, sich vom Erkannten verändern zu lassen.

Aufmerksamkeit kann selbst zur Solidarität werden. Diese jedenfalls setzt Aufmerksamkeit voraus. Beide scheinen mir Zentralbegriffe christlicher Intellektualität zu sein. Solidarität meint für Intellektuelle: ihr Denken nicht primär oder gar ausschließlich einzusetzen als Karriereinstrument, als Ermächtigungsstrategie, es nicht organisieren als selbstgewissen Identitätskäfig, sondern als Ort der Entdeckung des anderen und der anderen, als Instrument zur Verbesserung der Lebensverhältnisse, als Diskurs der Hoffnung. Dann aber braucht es nur noch eine letzte Tugend, vielleicht die schwerste: Paulus nennt sie in Anschluß an die antike Rhetorik (in 2 Tim 4, 2) die „parrhesia“: Freimütigkeit¹⁷. Das ist der Mut, das als wahr Erkannte öffentlich zu sagen und zwar auch zum „falschen“, risikobehafteten Moment. Ohne dieses Risiko gibt es keine wirkliche Intellektualität und eine katholische schon gar nicht.

Das Problem der Käuflichkeit von Wissenseleiten

Meine Überlegungen haben mit jenen drei Problemen begonnen, mit denen meiner Erfahrung nach Stipendiaten und Stipendiatinnen von Begabtenförderungswerken spezifisch konfrontiert sind. Im Hintergrund stand das Problem, das der Titel formuliert: das Problem der Käuflichkeit von Eliten und ganz besonders von Wissenseleiten. Man wird gerade nicht voraussetzen können, was vorauszusetzen doch so schön wäre: daß sich gesellschaftliche Eliten nicht kaufen lassen. Alle Erfahrung spricht dagegen: Sie lassen sich – unter gegebenen Umständen – kaufen, mindestens durch Macht korrumpieren, zumindest in relevanten Teilen, und wissenschaftliche Eliten ganz besonders. Die deutsche Universitätsgeschichte des Jahres 1933 vertreibt hier alle Illusionen.

Deshalb ist die Verantwortung von Institutionen, die sich um zukünftige Eliten kümmern, so groß. Die Kirchlichkeit von Begabtenförderung besteht in ihrem Kern gerade im Widerstandspotential gegen die Käuflichkeit. Denn die Kirche ist nicht für sich selber da und schon gar nicht für ihre eigene Machtentfaltung, sondern für die Botschaft jenes Gottes, den Jesus von Nazaret verkündete. Dessen letztes Wort war nicht die Macht, sondern die Solidarität mit der Ohnmacht des Kreuzes¹⁸.

So bleiben für Eliten, die sich unter diesen Anspruch stellen, einige Fragen: Glauben sie an diese Macht der Ohnmacht oder an die Phantasmagorien ihrer individuellen und gesellschaftlichen Projekte? Für wen setzen sie sich ein? Wen nehmen sie überhaupt wahr? Wer kann sie verführen, weil er ihre geheimsten Sehnsüchte kennt und für seine Zwecke instrumentalisiert? Zuletzt aber heißt dies: Woran glauben sie? Woran lohnt es sich zu glauben? Wer sich diesen Fragen als Christ einmal aufrichtig gestellt hat, wird sich von niemandem mehr so einfach kaufen lassen.

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. Welche Eliten für welche Gesellschaft? Bischöfliche Studienförderung Cusanuswerk, Schriften 11 (Jahrestreffen 1998).

² Vgl. Bildet Wissenschaft? Bischöfliche Studienförderung Cusanuswerk, Schriften 13 (Jahrestreffen 1999).

³ C. Lücking-Michel, 40 Jahre Cusanuswerk. Kontinuität u. Wandel, in: Verbindende Vielfalt. 40 Jahre Cusanuswerk, hg. v. Bischöfliche Studienförderung Cusanuswerk (Köln 1996) 15.

⁴ Ebd. Das Zitat stammt aus einer 1962 erschienenen Broschüre: Das Cusanuswerk. Ein neuer Weg der Begabtenförderung („Verantwortlich für den Text“ zeichnete H. Tietmeyer).

⁵ Vgl. K. Gabriel, Die neuzeitliche Gesellschaftsentwicklung u. der Katholizismus als Sozialform der Christentumsgeschichte, in: Zur Soziologie des Katholizismus, hg. v. dems. u. E.-X. Kaufmann (Mainz 1980) 201–225.

⁶ Zit. nach Lücking-Michel (A. 3) 18.

⁷ Vgl. ebd. 19.

⁸ Zu den Vorgängen u. ihren Hintergründen im einzelnen vgl. Gabriel (A. 5); ders., Christentum zwischen Tradition u. Postmoderne (Freiburg 1992).

⁹ L. Kaufmann u. N. Klein, Johannes XXIII. Prophetie im Vermächtnis (Fribourg 1990) 136.

¹⁰ Die Thesen von Sander zum Thema „Kirche im Zeichen der Opfer. Die Basis einer Sprache des Evangeliums in den Differenzen der Zeit“ sind unter www.misereor.de abrufbar.

¹¹ Zit. nach Handbuch Praktische Theologie, Bd. 1, hg. v. H. Haslinger (Mainz 1999) 161.

¹² Maßgeblich für dieses Programm stand der Gründer des Cusanuswerks, Prälat B. Hanssler. Zu dieser eindrucksvollen, zeitweise recht einflussreichen und nie ganz unumstrittenen Gestalt des deutschen Katholizismus siehe: R. Hank, Der Geistliche u. die Macht – Bernhard Hanssler (Frankfurt 1997); Th. Großmann, Zwischen Kirche u. Gesellschaft. Das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken 1945–1970 (Mainz 1991). Zur Entwicklung des Cusanuswerks in den 70er Jahren vgl. Cusanuswerk 1956–1981. 25 Jahre Bischöfliche Studienförderung (Eigendruck 1981), zu den 80er Jahren: Begabung als Herausforderung, hg. v. H. Breulmann, W. Frühwald u. A. Schavan (Paderborn 1991).

¹³ Vgl. A. Schavan, Biographie u. Begabung. 12 Sätze zur Begabtenförderung, in: Persönlichkeitsbildung u. Arbeitsmarktorientierung, hg. v. N. Lammert (Baden-Baden 1992) 209–214.

¹⁴ Th. W. Adorno, Meinung Wahn Gesellschaft, in: ders., Eingriffe. Neun kritische Modelle (Frankfurt 1963) 165.

¹⁵ Ich folge hier den instruktiven Ausführungen von J. Kügler, damals Studentenpfarrer des Cusanuswerkes, auf der Vertrauensdozentenkonferenz des Werkes am 12. 5. 1996 in Salzburg (unveröff. Manuskript).

¹⁶ Das galt leider gerade auch für die Universitäten und die an ihr Lehrenden wie Lernenden: vgl. M. Grüttner, Studenten im Dritten Reich (Paderborn 1995); H. Heiber, Universität unterm Hakenkreuz, 3 Bde. (München 1991, 1992, 1994).

¹⁷ Vgl. K. Rahner, Parrhesia, in: ders., Schriften zur Theologie, Bd. 7 (Einsiedeln 1966) 252–258.

¹⁸ Vgl. H.-J. Sander, Macht in der Ohnmacht (Freiburg 1999).